



Asta Scheib

Jeder Mensch ist ein Kunstwerk

Begegnungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Asta Scheib
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Kinder des Ungehorsams (12231)
Das zweite Land (13401)
Langsame Tage (13420)
Der Austernmann (13454)
Frau Prinz pfeift nicht mehr (20634)
Beschütz mein Herz vor Liebe (20779)
Schwere Reiter (25125)



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. GFA-COC-1298
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Originalausgabe
Mai 2006
© 2006 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Asta Scheib und
Wolfgang Koeppen – die untere Hälfte von Nomi Baumgartl
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,5/13
Druck und Bindung: Kösel, Krugzell
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-423-24529-6
ISBN-10: 3-423-24529-8

Für Konrad und Günther

Inhalt

Vorwort	9
»Mit vollem Gefühl aus dem Bauch« <i>Rainer Werner Fassbinder an Drehorten und anderswo</i> . . .	13
»Das Auge ist die Leuchte deines Leibes« <i>Wim Wenders in der Rhön</i>	53
Die Frau, die weiß, was Mickymaus denkt <i>Erika Fuchs in Entenhausen</i>	68
Etwas so schön sagen, wie es nicht ist <i>Martin Walser und der Bodensee</i>	81
»Was ein Mann schöner ist wie ein Aff, ist ein Luxus« <i>Friedrich Torberg und die Tante Jolesch</i>	104
Die Ehe – eine unheimlich fromme Abteilung <i>Udo Lindenberg in der Bar und am Set</i>	112
Mein Mann ist ein Genie <i>Eva-Christina Fuchs in der Wiener Seilerstätte</i>	133
Der Mann, der für Millionen schreibt <i>Johannes Mario Simmel und der Kaviar</i>	145
Erzeuger in Sicht, aber kein Vater <i>Franziska Walser, Künstlerin auf der Bühne und im Leben</i>	153
Ich turne von Titel zu Titel <i>Thomas Gottschalk, der Rundfunk und das Fernsehen</i> . .	174

Ich denke, ich fall in den Himmel!	
<i>Eva Mattes, der Film und das Theater</i>	183
Wer bei uns dominiert? Keine Ahnung	
<i>Cornelia Froboess, das überraschende Talent</i>	196
Ein Eisberg, der Feuer speit	
<i>Milva, »la pantera«</i>	213
Der Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit; das ist die wahre Hölle	
<i>Patricia Highsmith und Mr. Ripley</i>	225
Einsam durch die Jahre	
<i>Wolfgang Koeppen und die Tauben im Gras</i>	235
Von einer Katastrophe in die andere	
<i>Thomas Bernhard, ein großer Liebender</i>	258
»Ein Gewächs vom starken Stamme«	
<i>Anna Wimschneider auf dem Steinerhof</i>	278
Einmal Milchstraße sein	
<i>Brigitte Kronauer und die gemusterte Nacht</i>	299
Ein Schiff fährt über den Berg	
<i>Werner Herzog und das Unmögliche</i>	310
Der Zeitgeist und der Mister Trend, die waren nie auf meiner Seite	
<i>Hermann Lenz, der Schwabinger Poet</i>	329

Vorwort

Das Schönste am Journalismus ist, dass man wildfremde Menschen, die einem auffallen, die einen interessieren, anrufen und um ein Gespräch bitten kann. Natürlich muss man ein Konzept haben, und es ist auch nicht unwichtig, für welche Zeitung oder für welchen Sender man arbeitet. In den siebziger Jahren habe ich angefangen, mit so unterschiedlichen Persönlichkeiten wie der Bäuerin Anna Wimschneider oder der Schriftstellerin Patricia Highsmith Gespräche zu führen. Ich habe immer versucht, mit scheinbar absichtslosen oder naiven Fragen das Vertrauen meines Gegenübers zu gewinnen, eine entspannte Situation zu schaffen. Behutsam und sanft tastete ich mich vor und versicherte jedes Mal meine Bereitschaft, die entstandenen Texte vor Drucklegung autorisieren zu lassen, was übrigens niemals verlangt wurde. Je stärker mich ein Gespräch fasziniert hat, umso mehr habe ich mich für weitere interessiert, und mir ist rasch klar geworden, welche außergewöhnliche Menschen ich da getroffen hatte. Menschen, deren Eigenheiten, Leidenschaften und besondere Begabungen sie zu dem machten, was sie auch heute noch auszeichnet. Stark und brillant waren alle schon damals, einige sind noch berühmter geworden, als sie es bei unserer ersten Begegnung waren. Jeder hat seine Zeit beeinflusst – sei es durch radikale oder extreme Texte wie zum Beispiel Thomas Bernhard und Brigitte Kronauer, sei es durch obsessive Verwirk-

lichung von Träumen wie Rainer Werner Fassbinder oder Werner Herzog.

Im Laufe der Jahre ist eine Sammlung von Geschichten entstanden, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Jetzt, wo ich mich mit diesen Zeitungsartikeln oder Hörfunksendungen wieder beschäftige, weiß ich, dass es solche Persönlichkeiten kaum mehr gibt. Im Zeitalter von Reality-TV, Talk-Shows und Telenovelas werden schon Leute zu Stars ausgerufen, die eine winzige Rolle in einem seichten TV-Movie ergattern konnten. Sie sind austauschbar, eine Berühmtheit oder besser Bekanntheit für wenige Monate. So sieht man den jungen Talkmaster eines Privatsenders auf mannshohen Plakaten. Wenig später ist ein ebenso unbekannter Kollege der Größte. Niemandem wäre es Ende der Siebziger eingefallen, den Journalisten Thomas Gottschalk auf einer Litfasssäule abzubilden. Er hatte es aber auch nicht nötig, da er von Anfang an unverwechselbar und schon gar nicht austauschbar war.

Damals waren die Verleger der Zeitschriften auch noch nicht ausschließlich an der Auflage interessiert, sondern an guten Geschichten. Dafür boten sie ihren Journalisten erfreuliche Arbeitsbedingungen. Das heißt, sie erlaubten ihnen, sich auf ein Interview gründlich vorzubereiten, sich für die Begegnungen mit dem Interviewten Zeit zu nehmen. Ich durfte noch Journalistin sein und nicht eine Marketingfrau, die genau weiß, mit welchem Thema sie sich in eine Marktlücke hineinschreibt. Der Schwerpunkt meiner Arbeit war das Porträt. Alle Menschen, über die ich geschrieben habe, konnte ich aufsuchen, musste mich nicht auf Telefonate beschränken, wie das heute meist üblich ist. Manchmal verbrachte ich Stunden bei ihnen oder sogar mehrere Tage. Manche habe ich für ein Magazin interviewt, andere für einen Sender oder für beides. Meist waren die Begegnungen freundschaftlich, von Vertrauen geprägt. In fast allen Fällen war das gesamte Material in dem veröffentlichten Text nicht unterzubringen. Oder die Interviewten baten Tage später darum, bestimmte Äußerungen

nicht zu verwenden. Bei Patricia Highsmith war das so und bei Rainer Werner Fassbinder.

Heute, bei Durchsicht der Original-Unterlagen, dem erneuten Abhören der Tonbänder, habe ich den Wunsch, die Gespräche völlig neu herauszugeben. Eingebunden in den Kontext der Umstände, unter denen sie entstanden sind, der Stimmung, der Gesten, des wechselnden Temperaments, der Reflexionen innerhalb der Dialoge. Diesmal will ich keine Interviews aufzeichnen, sondern Geschichten erzählen, Kurzgeschichten über die Begegnung mit Menschen und Orten und dem Bezug zum Heute. Ich kann mich an das Klima der aufgerufenen Zeit genau erinnern, an die Stimmen, den Sound der Umgebung, an die Temperatur, an Sonne, Schnee oder Regen, an die besondere Stimmung, an Wärme oder Distanz beim Reden. Es sind nicht zuletzt Erinnerungen an liebenswerte Menschen, deren Lebensentwürfe nicht ohne Einfluss auf mich und mein Selbstverständnis als Schriftstellerin waren.

München, Dezember 2005

Asta Scheib

Ich danke Dr. Hubert Fritz vom Bayerischen Rundfunk dafür, dass er mir Tonaufnahmen zur Verfügung stellte. A. S.

»Mit vollem Gefühl aus dem Bauch«

Rainer Werner Fassbinder an Drehorten und anderswo

Es ist ein Vormittag gewesen, ich bin ganz sicher, weil ich nur dann allein im Haus bin und schreibe, während meine Söhne in der Schule sind. Ich sitze über einer Geschichte und weiß nicht, warum ich ständig an einer Szene herumprobiere, die mir von einem Flug nach Kanada im Gedächtnis geblieben ist: Riesenhafte Männer mit breitem Kreuz und bedrohlich dickem Hintern haben einen Teil der Maschine besetzt. Die meisten tragen Cowboyhüte. Die Stewardess erklärt mir auf meine Frage, dass es die kanadische Nationalmannschaft der Wrestler ist, eine Art Catcher, die sich wie geistesschwache Goliaths gegeneinander unter Gebrüll hochwuchten und dann krachend auf den Boden des Rings werfen. Ich erinnere mich, dass ich im Spätprogramm schon solche Kämpfe gesehen oder vielmehr mittels des roten Knopfes ziemlich schnell beendet habe. Ich mache mir nichts aus Wrestlern, mehr noch, ich fürchte mich vor ihnen, und wenn einer seine Hinterbacken aus dem Sitz herausschält, um zur Toilette zu gehen, habe ich Angst, dass unsere kleine Maschine Schlagseite kriegt.

Meine Nachbarin dagegen, die gerade ziemlich abwesend in ihrem Bordfrühstück herumwirtschaftet, kann ihre Augen nicht von den Ringern lassen. Immer wieder lugt sie hin zu den Recken, während ihr Mann versucht, sie mit Schilderungen seiner tapferen Kämpfe im heimischen Büro für sich zu interessieren. Die beiden

waren offenbar auf Europatrip, er, blass und ein wenig dürftig, will seine Kollegen von nun an zu effizienterem Arbeiten bringen. Sie und sein Chef sollen ihn jetzt mal richtig kennen lernen. »Ich will kämpfen, du wirst es erleben, aber mit geistigen Waffen – nicht wie diese hirnlosen Muskelprotze!« – »Of course, Darling«, murmelt die Frau und schiebt sich gebutterte Cracker in den Mund. Ich glaube, seine Beschwörungen werden nichts nützen, diese Frau hat nur Augen für die Wrestler, und ich frage mich, was sie zu ihrem papierdünnen Betriebswirtschaftler hingezogen hat.

Später, im Haus meines Bruders in Calgary, sehe ich in einem der ständig laufenden Fernseher, dass die Wrestler, die ich auf dem Flug in der Maschine gesehen habe, zu einer Beisetzung unterwegs waren. Ein Unglück hat die Nationalmannschaft getroffen. Einer der ihren, ein junger Hoffnungsträger, hat die Gewohnheit gehabt, aus der Höhe des Raums brüllend auf seinen Gegner im Ring niederzufahren, wohl um ihn schon vor dem Kampf zu schocken. Es muss einige Male gewirkt haben, denn der Junge war berühmt für schnelle Siege, doch vor zwei Tagen, als er seinen Kampf wieder mit Donnergebrüll einleitete, war es das letzte Mal für ihn gewesen, denn die Haltevorrichtung hatte versagt, und nun reiste der Wrestler in einem Sarg im Laderaum unserer Maschine nach Calgary und seine Mannschaftskollegen begleiteten ihn. Die Nachrichten von dem Unglück werden immer wieder eingeblendet, und am nächsten Tag ist zu sehen, wie der Verunglückte mit großem Pomp beigesetzt wird. Zahlreichen Stretchlimousinen entsteigen immer erstaunlichere Exemplare männlicher Kraftmeier, die in abenteuerlichen Verkleidungen ihrem Freund die letzte Ehre erweisen. Ihre Frauen haben durchweg ihre Vorbilder bei den hochgeföhnten Frauen in den Serien ›Dallas‹ oder ›Denver‹ gefunden, und schon beim Zuschauen spürt man die Konkurrenz zwischen ihnen. Anrührend allein die junge Witwe. Blond und zart, in strenges Schwarz gekleidet, hält sie zwei kleine Blondsöpfe an der Hand. Alle drei verschwinden immer wieder zwischen den sie fürsorglich umgebenden Recken.

Doch die Kamera zeigt unbeirrt groß das Gesicht der Frau, ihren verzogenen Mund. Sie weint nicht, niemand kann ihr kondolieren; ihre Hände umschließen stets die der Kinder, die sich ratlos an die Mutter drängen.

Ich bin nervös, unzufrieden mit mir. Warum habe ich diese Wrestler-Bilder heute noch im Kopf? Will ich von der Sinnlosigkeit solcher Berufe erzählen, in denen Menschen sich zu lächerlichen Ungeheuern entwickeln, die aus Freude am Geld oder am Triumph andere wie einen seelenlosen Haufen Fleisch behandeln und am Ende doch draufzahlen? Wer zahlt den höheren Preis – der Tote oder seine junge Familie? Oder will ich von den Sehnsüchten einer frustrierten Ehefrau erzählen, die sich einen brüllenden Catcher wünscht anstelle ihres schwächlichen Büroleiters, der hilflos von seiner Tapferkeit im Job erzählt, um ihr zu imponieren?

Ich bin mutlos, werfe meine Skizzen in den Papierkorb und höre erleichtert, dass das Telefon schellt. Wer auch immer anruft, alles ist besser als dieser Frust an der Schreibmaschine. Ich renne in den Flur, wo unser Telefon steht, und dann sagt eine Männerstimme, dass er Fassbinder heiße und ob ich Asta Scheib sei.

Ich sitze ziemlich oft an der Schreibmaschine und wundere mich, wie weit der Weg vom Kopf aufs Papier ist, so weit, dass mir das Geschriebene zuweilen fremd erscheint, unwichtig, uninspiriert. Aber manchmal bin ich auch zufrieden, denke, das kann erst einmal so stehen bleiben, muss zumindest nicht gleich in den Papierkorb. So war das bei der Geschichte, die ich ›Angst vor der Angst‹ genannt habe, ein Titel, den ich zwischen Tür und Angel fand, er war da, er stimmte, er blieb. Obwohl ich mich gern hinter einer Freundin verstecke, ist es zum Teil meine Geschichte, die ich da aufgeschrieben habe, ihre und meine, also es ist unsere Geschichte. Sie handelt von der Mutter eines kleinen Kindes, die keinen Namen findet für ihre Angst, die sie oft überfällt, ganz unvermittelt, aber nicht spontan wieder verschwindet. Die Angst lähmt, nimmt die Freude am Tag, am Kind, am Mann. Was die

Frau auch tut dagegen, der Angst davonlaufen zum Beispiel, oder davonschwimmen, sie lässt sich nicht abschütteln. Als sie sich so vor sich fürchtet, dass sie um das Leben ihres Kindes bangt, geht sie zum Arzt. Er weist sie sofort in die geschlossene Abteilung einer psychiatrischen Klinik ein. Dort wird sie auch geheilt, aber nicht ganz ...

Eines Tages zeige ich diese Geschichte einem Freund, der sich für meine Arbeit, die ich sonst unter Verschluss halte, interessiert – Hans Christoph Blumenberg, Filmkritiker bei der ›Zeit‹, und er gibt den Text nach Lektüre dem Filmregisseur Rainer Werner Fassbinder. Jetzt ruft der mich an und sagt, er wolle die Geschichte ›Angst vor der Angst‹ verfilmen, ein Sender, der mitproduziere, sei auch schon gefunden! Niemals habe ich davon zu träumen gewagt, und es dauert etwas, bis ich seine Worte begreife. Doch dann tanze ich mit dem Manuskript in meinem Haus herum.

Bald darauf ruft mich eine liebenswürdige Dame vom Westdeutschen Rundfunk an, Frau von Schönermarck. Sie betreue das Projekt und hätte noch ein paar Fragen. Dann läßt mich ein ebenso kultivierter Herr namens Peter Märthesheimer wissen, dass ich demnächst zu den Dreharbeiten in Köln eingeladen würde. Ob ich Zeit und Lust dazu hätte. Das Projekt Fernsehspiel ›Angst vor der Angst‹ ist fest eingeplant. Für die Dreharbeiten sind fünfundzwanzig Tage angesetzt, und zwar von April bis Mai 1975. Regie Rainer Werner Fassbinder, Buch ebenfalls RWF nach einer Idee von Asta Scheib. Das leuchtete mir nicht völlig ein, denn Fassbinder hatte die Geschichte und vor allem meine Dialoge nahtlos adaptiert. Und dann nur »nach einer Idee«?

Ich muss zugeben, dass ich nicht ganz unschuldig daran bin, nicht zu gleichen Teilen am Drehbuch beteiligt gewesen zu sein. Fassbinder hat mir angeboten, mit in die USA zu kommen, um gemeinsam mit ihm das Drehbuch zu schreiben. »Sie sind begabt, ich mache eine Klasse Drehbuchautorin aus Ihnen.« Ich bin ratlos.

Einerseits wäre ich liebend gerne mit in die USA gereist, andererseits wollen meine Söhne, zehn und acht Jahre alt, nicht alleine zurückbleiben. Ihre Mutter in Amerika? Sie sind daran gewöhnt, dass ich daheim bin und dort arbeite, höchstens einmal für zwei Tage für meine Hamburger Redaktion verreise. Also bleibe ich daheim und lasse mich als Verzichtsmutter feiern. In Wahrheit habe ich auch ziemlich viel Beklemmung bei dem Gedanken, mit Fassbinder, der dem Vernehmen nach stets in verwegenen Horden auftritt, in die Staaten zu reisen. Was weiß ich von Fassbinder? Sofort nach seinem Anruf beginne ich Hans Christoph Blumenberg so ausführlich über ihn auszufragen, dass der sich verweigert und verspricht, mir demnächst alles zu schicken, was er Gedrucktes über Fassbinder gesammelt hat.

Fotos von ihm habe ich in Zeitschriften gesehen. Darauf wirkt er fremdländisch, slawisch, mal mehr oder weniger sympathisch. Wir telefonieren gelegentlich, denn die Presse beginnt bereits, sich seines neuen Projekts anzunehmen. Fotografen kommen. Journalisten. Ich kenne die Branche, bin selbst darauf angewiesen, dass interessante Leute mich zum Interview empfangen. Also bin ich auch hilfsbereit, gebe geduldig Auskunft. Ärgerlich ist nur der Anruf einer Hamburger Illustrierten. Ein arroganter Typ fragt mich, was ich denn so mache in der Provinz mit zwei Kindern. Ob ich am Ende Hausfrau sei. Na klar, belle ich wütend, na klar bin ich Hausfrau, was denn sonst! Als sein kleiner nichts-sagender Artikel erscheint, in dem er mich als Hausfrau aus der Provinz verkauft, fragen mich Freunde, wie der zu dieser Frechheit komme, ich solle mich wehren, schließlich sei ich Journalistin. Ich denke gar nicht daran, mit dem noch einmal zu reden, aber ich nehme mir für die Zukunft vor, am Telefon keine Auskunft mehr zu geben.

Andere Anrufer meinen es gut mit mir. Männliche und weibliche. Sie warnen mich vor Fassbinder, weil der ein brutaler Menschenverächter und Ausbeuter sei. Seine Leute kaputt mache. Einer fragt nächtens, ob ich wisse, dass Fassbinder eine schwule

Sau sei, dass er sich in den härtesten Sado-Maso-Bars und Dark-rooms von San Francisco und Los Angeles herumtreibe. Dass er nie genug kriege vom Sex. Und das mit Männern, aber auch mit Frauen. Bin ich mit den Kindern beim Einkaufen, tuscheln die Leute. Im Sommerbad auch: »Das ist sie, das ist sie.« Auch in der kleinen fränkischen Stadt, in der ich lebe, ist Fassbinder ein Begriff. So oder so.

Zunächst gefällt mir meine kleine Berühmtheit. Auch wenn ich das im Grund lächerlich finde. Aber ich mag es doch, in der Boutique von der Inhaberin bedient zu werden. Ich gestehe ihr, dass ich es hasse, Kleider in engen Kabinen anzuprobieren. Sie schickt mir am Abend alles vorbei, was Gnade vor meinen Augen gefunden hat. In der Metzgerei spricht mich die sonst eher mürrische Verkäuferin sofort auf die Fassbinder-Geschichte an, damit alle anderen Kunden wissen, dass ich es bin, die bei ihr einkauft. Zu jeder ernst zu nehmenden Party in der Stadt werde ich eingeladen: »Das ist Asta Scheib. Sie schreibt für Rainer Werner Fassbinder.«

Natürlich bin ich alles dessen rasch überdrüssig. Vor allem Fotografen, die immer wieder Fotos am Schreibtisch, am Kochtopf und am Pool von mir wollen, langweilen mich. Vielmehr mache ich mir Gedanken darüber, was Fassbinder aus meinem Stoff machen wird. Immerhin ist der Text in Zeiten entstanden, in denen es mir nicht geheuer war in meiner Haut. Wo ich plötzlich das Leben nicht mehr aushielt und unvermittelt aus dem Haus rannte, die Kinder im Rauslaufen bat, lieb zu sein, nichts anzustellen. Dann kurvte ich mit dem schweren Wagen herum, fuhr auf die Autobahn nach Würzburg, raste auf der Überholspur, alle Konzentration auf Kuppeln, Schalten, Gasgeben, nur weg, raus aus der Tiefe meiner Trauer. Die Kinder! Ich muss zurück. Sie hocken in der Diele, Blick auf die Tür. Ich nehme mich zusammen, suche mein Zittern, das Flattern meiner Hände zu verbergen. Wollen wir zum Schwimmen gehen, ja? Sie holen ihre Sachen, stumm, beklommen. Wir schwimmen um die Wette, früher ließ ich sie lachend

gewinnen, jetzt schwimme ich verbissen, stumpf, bis zur totalen Erschöpfung.

Glücklicherweise kommen diese Verdüsterungen meiner Seele immer seltener vor, vielleicht hat es mir auch geholfen, mich schreibend damit zu beschäftigen. Von Fassbinder weiß man, dass er pausenlos arbeitet, am Theater inszeniert, bei befreundeten Regisseuren als Schauspieler mitmacht, und vor allem Filme am laufenden Band produziert.

Zumindest einige davon kenne ich. Mein erster Fassbinder-Film war ›Liebe ist kälter als der Tod‹. Ich habe ihn 1969 in Berlin gesehen, als ich wieder einmal meine Tante Hete besuchte, die eher meine ältere Freundin ist. Sie wohnt großbürgerlich in Dahlem, interessiert sich vor allem für Opern und Jazzkonzerte, aber Theater und Kino sind durchaus auch interessant für sie. Mit ihr bin ich im Musical ›Hair‹ gewesen, von dem sie begeistert war. Und sie hat auch die Kinokarten für den Fassbinder-Film besorgt. Sie bleibt stumm während der Aufführung. Nachher fragt sie mich, wie mir der Film gefallen habe. Ich bin noch etwas verwirrt. Einen solchen Film habe ich noch nie gesehen. Er erzählt die Geschichte eines Möchtegernganoven, eines kleinen Zuhälters und seiner Amateurnutte. Lapidar, fast ungenau. Die Schauspieler bewegen sich müde und manchmal lasziv, dann wieder scheinen sie opernhafte pompös, passend zu der kryptischen Philosophie der Dialoge.

Wieder fragt mich Hete, was ich zu dem Film sage. Ich versuche, ihr meine Eindrücke zu schildern, doch sie schüttelt den Kopf. »Bei aller Liebe, aber das ist ein Quatsch mit Soße, und dann auch noch ungeschickt stilisiert. Kann ich nicht mal drüber lachen.«

Ich gebe viel auf Hetes Urteil. Sie ist kultiviert und künstlerisch wach, vor allem für Neues, obwohl sie schon auf die Sechzig zugeht. Aber ihre Ablehnung kann ich diesmal nicht teilen. Oder nicht ganz. Dieser Film ist anders als alle, die ich bisher gesehen

habe. Der Inhalt ist eigentlich naiv, auch diese kindliche Schießerei, doch Hanna Schygulla als Amateurnutte, Rainer Werner Fassbinder, der den miesen Zuhälter spielt, Ingrid Caven, Ulli Lommel, immer wieder stolzieren sie in meinem Kopf herum mit ihren langsamen eckigen Bewegungen, der theatralischen Mimik. All das Unbeholfene, Hölzerne, Hilfloße spüre ich oft auch in mir.

Noch im selben Jahr sehe ich den nächsten Film von Fassbinder, ›Katzelmacher‹, wieder mit Hanna Schygulla, wieder spielt RWF eine Rolle, und zwar die des Jorgos, war also selber »der Griech«, der aus dumpfem Fremdenhass zusammengeschlagen und ausgebeutet wird. Wieder bin ich beeindruckt. Es ist von mir die Rede, von dem jungen Mädchen, das ich einmal war, von den Freunden, die ich hatte. Von unserer Sprachlosigkeit untereinander. Und wenn wir reden, dann suchen auch wir andere zu verletzen oder arrogant über sie zu urteilen. Man hängt tatenlos herum, sitzt in Grüppchen in Kneipen, man donnert sich auf, macht sich über die anderen lustig und weiß genau, dass die auch über unser-eins tratschen. In diesem Film fühlte ich mich in meine Jugendzeit zurückversetzt, in die kleine enge Welt, die Deutschland in den Fünfzigern für mich bereithielt, und ich beneide Hanna Schygulla noch nachträglich um ihre knappen Miniröcke, die frechen Locken und die Coolness, die sie zur Schau trägt. Selbst dazu hat mir der Mut gefehlt.

Im darauffolgenden Jahr bekommt Fassbinder für beide Filme Bundesfilmpreise.

Der schönste Fassbinder-Film aber ist für mich ›Effi Briest‹ nach dem Roman von Theodor Fontane, meinem Ein und Alles in der deutschen Literatur. Schon in der Schulzeit habe ich gelernt, Theodor Fontane zu lieben, seine unverwechselbare Sprache, seine hinreißenden Geschichten voller Charme und Klarsicht. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie Fassbinder mit seinen betont kargen Bildern und Dialogen diesem Stoff, der immerhin Weltliteratur ist, gerecht werden wollte. Und dann sehe ich den schönsten Film, den ich bisher vor Augen hatte. Fassbinder ist der Erzähler,